

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 16 (1960)
Heft: 5

Artikel: Sprachliche Missverständnisse [1. Fortsetzung]
Autor: Sommer, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-420621>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

schreibbüros Rothenfluh in Zürich in den jahren 1937/38 sich durchschnittlich ein leistungsplus von 19—20% ergab. Das lesen kleingeschriebener texte ist eine reine sache der übung. Mir macht es gar keinen unterschied aus, ob ich texte in gewöhnlicher ortonografie oder in gemäßigter kleinschreibung lese.

Ich bin auch der überzeugung, daß durch den verzicht auf die großschreibung im heutigen sinne in der schule wirklich viel zeit und mühe eingespart werden kann, die zu vertiefter sprachkenntnis verwendet werden sollte. Das aber tut besonders uns schweizern not, wie die vielen sprachschnitzer beweisen, von denen die zeitungen wimmeln. Ich bin auch davon überzeugt, daß den setzern weniger druckfehler unterlaufen würden bei kleinschreibung; das nachschlagen im Duden fiel dann größtenteils weg. — Apropos Duden! Hier nur ein beispiel seiner haarspaltereien statt hunderter: Ich muß „Deutsch“ mit ihm üben, aber ich muß „deutsch“ mit ihm sprechen. Er spricht gutes „Deutsch“ (nämlich gutes Deutsch); aber auf „deutsch“ lautet es anders als auf englisch. Es bedarf also nur kleiner mühe, um „Deutsch“ richtig „deutsch“ schreiben zu können!

E. Haller

Sprachliche Mißverständnisse

Von Dr. Hans Sommer

(1. Fortsetzung)

Unsere Sprache mußte die Kraft der Eindeutschung naturgemäß immer wieder dann erproben, wenn artfremde Wortgesellen von außen her zuwanderten. Daß ihr der Umformungsprozeß in sehr vielen Fällen meisterlich gelungen ist, verraten zahlreiche Wörter, denen heute niemand mehr die fremde Herkunft ansieht: Armbrust, Felleisen, Maulbeere, Schmetterling, oder mundartliche wie Baselidang, Breiamlete, Puntenöri.

Beginnen wir mit den letztgenannten, den Zuwanderern *aus dem französischen Sprachkreis*. Wie lustig dieses *Baselidang* oder *Passelidang*! Irgendwie erinnert es an vertraute Wörter wie *Baseli* und *Gottebase*, — und doch ist es ein ursprünglich französisches Gewächs. Es bedeutet ganz einfach *passe-temps*, *Zeitvertreib*, (*pour faire*) *passer le temps*. Ebenso drollig und echt bern-

deutsch tönt das Wort *Breiamlete*. Einer schimpft über die „Breiamlete“ oder gar „Breianglete“ eines langfädigen Redners. Warum Brei? Hat der Mann Brei im Mund, redet er undeutlich? Nein, dem Ausdruck liegt das französische Dingwort *préambule* (Präambel, Vorwort, Vorrede) zugrunde. Unter dem lustigen *Puntenöri*, das natürlich nichts mit einem Ohrlein zu tun hat, ist der würdevolle, steife *point d'honneur* zu verstehen. *Delikatesse*, gebildet wie viele andere französische Dingwörter: *politesse*, *sagesse*, *richesse*, *vieillesse*, hat der bodenständige schweizerdeutsche Sprachgebrauch zu einem *Delikat-asse* gemacht. Aus verständlichen Gründen ist die bloße Endung zu einem recht sinnreichen selbständigen Dasein erhoben worden. In *Ggelleretli* (für Uhr) verbirgt sich ein ganzes Sätzlein: *Quelle heure est-il?*

Viele lustige Umformungen — sie mögen da und dort in Kompaniezeitungen auch schriftlich niedergelegt sein — sind der schnellfertigen Schöpferlust der Soldatensprache zu verdanken. Wir greifen nur zwei Beispiele heraus, eines aus alter, das andere aus neuester Zeit.

Das berühmte erste findet sich in Rudolf von Tavel's „Houpme Lombach“. Napoleon, „dä wo jitz d'Wält regiert“, hält vor seinem Einmarsch nach Rußland große Heerschau am Niemen. „Vive l'empereur!“ erhebt sich der Ruf. Der Kaiser reitet auch zu den roten Schweizern, „und Regimänt um Regimänt brüelet, was use ma: „*Pfyffe Lampenöl!*“

Ein hübsches Seitenstück wird aus dem letzten Aktivdienst berichtet. An der Genfer Grenze standen Appenzeller auf Wache. Sie hatten den Befehl, jeden, der sich der Grenze näherte, mit „Halte, ou je tire!“ anzurufen. Flugs wurde das für die Ostschweizerohren und -zungen unbequeme Sätzlein durch den kräftigen Ruf ersetzt: „*Halt, du Stier!*“ Er soll den Zweck auch so erfüllt haben.

Auch die Schriftsprache kennt gelungene, aber mißverständliche Eindeutschungen aus dem Französischen. *Preisgeben* kommt nicht von Preis, sondern von *prise* (zu *prendre*) Beute, Fang; es bedeutet daher richtigerweise: zur Beute geben. Wir kennen das Wort noch in seiner nicht diphthongierten Form: Eine *Prise* Salz. Jemandem etwas *zuschancen* hängt nicht mit der Schanze als Bollwerk zusammen, sondern mit dem französischen *chance* = Glück, Glücksfall. Die Bezeichnung *Polier* für den Bauaufseher verrät zwar seine französische Herkunft, schließt jedoch dem Augen-

schein zum Trotz nicht an das Zeitwort polir an. Das Wort müßte eigentlich Parlier, Sprecher heißen. Nachdem das erste r ausgefallen war — aus Parlier wurde Palier — entstand durch irrtümliche Anlehnung an poli(r) der heutige Ausdruck. *Felleisen* ist natürlich kein Eisen; das Wort ist verderbt aus dem französischen valise, Mantelsack (heute Koffer) über mittelalterliche Zwischenformen wie vellis, Felisel. „Der Gubernator der Stadt besichtigt aller unserer Fellis“, sagt Thomas Platter einmal. Bekannt ist die Eindeutschung von lieutenant, wörtlich Statthalter, Stellvertreter (des Hauptmanns) in *Leutnant*. Da und dort soll sogar „Leutmann“ daraus geworden sein. Andersen erzählt in seiner „Deutschen Volksetymologie“ (Heilbronn 1876), daß im Deutsch-französischen Krieg deutsche Soldaten ein Wirtshaus cheval blanc im Elsaß „blanke Schwalbe“ nannten; bei Hebel endlich steht das fröhliche Geschichtchen vom schwäbischen Soldaten, der am Rhein Schildwache stand. „Da rief ein Franzose vom andern Ufer herüber: Filu! Filu! (filou), was auf gut deutsch so viel heißt wie Spitzbube. Allein der ehrliche Schwabe dachte nach deutscher Art nichts Arges und meinte, der Franzose frage: Wieviel Uhr?, zog daher seine Zwiebel und rief gutmütig hinüber: Halber viere!“

Ich füge hier noch zwei von der allgemeinen Auffassung etwas abweichende Ableitungen an. Ludwig Göhring (Volkstümliche Redensarten und Ausdrücke, München 1937) glaubt, Pinsel in der herabsetzenden Bezeichnung *Einfaltspinsel* sei nichts als eine studentische Eindeutschung des französischen imbécile. Diese Deutung läßt sich nach Inhalt und Form wohl vertreten. Möglich wäre auch die gewaltsame Umdeutung des französischen Wortes prude in *spröde*. Wirklich ist ein Sinnzusammenhang mit dem üblichen Begriff spröde (sprödes, d. h. leicht brechbares Glas usw.) nicht recht ersichtlich, wenn beispielsweise von einer spröden Schönen die Rede ist. (Kluge folgt dieser Ansicht nicht. D. S.)

Besonderes Interesse dürfen verschiedene Eindeutschungen aus dem *Lateinischen* beanspruchen.

Aus arcuballista, was ungefähr bedeutet „mit Bogen versehene Schleuder“ (man denke an Ball, Balle und den technischen Ausdruck Ballistik) entstand schon zu Ende des 12. Jahrhunderts *Armbrust*: eine ebenso kühne wie natürliche Neuschöpfung, die sich keinen Pfifferling kümmert um die begriffsbildenden Vorstellungen Bogen und Schleuder, sondern auf einer schwachen

Klangfährte an die bekannten und hier sehr gut dienlichen Begriffe Arm und Brust anschließt. Recht mißverständlich ist dagegen der Name *Murmeltier* gebildet. Das drollige Alpentierchen sollte eigentlich Bergmaus heißen: lat. mur(em) montis. Althochdeutsch hieß es noch richtig murmonto; später verflüchtigte sich der Sinn der fremden Silben, so daß die irrtümliche, auch sachlich ganz abwegige Anlehnung an „murmeln“ möglich wurde. Das *Maultier* führt seinen Namen ebenfalls zu Unrecht; er ist aus lat. mulus entlehnt (frz. mule, mulet). Die zufällige lautliche Übereinstimmung mit mul = Maul ergab im Mhd. mûl; später fügte man verdeutlichend den Begriff „tier“ bei, also mûltier, heute Maultier.

Rätselhaft mutet immer wieder die oft gehörte Wendung „im Weichbild der Stadt“ an. Warum „weich“, und was soll das „Bild“? Jenes geht auf eine lateinische, dieses auf eine altdeutsche Wurzel zurück. Statt Weichbild hieß es im Mittelalter wîchbild. Wîch ist lat. vicus, Weiler, Dorf, Stadt; bild, abgeleitet aus ahd. bilida, bedeutet Recht, Gerichtsbarkeit. Weichbild ist also Umschreibung für die Grenze, innerhalb deren die Gerichtsbarkeit einer Stadt gilt. Eigenes Recht zu besitzen, war denn auch eine der wesentlichen Voraussetzungen für das Bestehen einer Stadt im Mittelalter. Die Silbe -bild oder -bill findet sich wieder in den Ausdrücken Unbill (eigentlich: Unrecht), recht und billig (im Grunde genommen ein Doppelausdruck); das Englische führt sie als Substantiv: bill heißt Gesetz („Bill of Rights“ beispielsweise). Schließlich gehört auch das nhd. Bild zur Verwandtschaft. Im Namen *Braunschweig*, das an schweigen angelehnt erscheint, steckt anderseits wieder jenes lat. vicus, altdeutsch wie, wîch für Stadt oder Flecken. Die Stadt hieß in alter Zeit Brunen-wic, Brunos Stadt.

Stellen wir hiezuhin noch eine kleine Auswahl mißverständlicher Ortsnamen mit lateinischer Wurzel. Jedes Kind weiß, das *Winterthur* nicht von Winter kommt, sondern aus römischem Viturum her stammt; ebenso erinnert *Solothurn* nicht an einen Turm, mundartlich Turn, der solo, d. h. allein steht; der Name hieß einst Solodurum. Nur noch ein sehr schwacher klanglicher Zusammenhang verbindet den heutigen Namen *Finstermünz* mit dem ursprünglichen lateinischen Venusti Montes; die unbekümmerte sprachliche Schöpferlust des Volkes hat ihm einen vollständig neuen Sinn gegeben. Den Namen *Wichtrach* führt die mythenbildende Volksetymologie auf den gegen ein schlimmes

Fabeltier gerichteten Kampfruf „Wych Drach!“ zurück. Vermutlich verdankt es seine Entstehung einem Siedlernamen Victorius. Dem römischen Personennamen wurde die lateinische (ursprünglich keltische) Endung -acus angefügt; so entstand die Bezeichnung Victoriacum mit dem Sinn: Siedlung, Besitz des Victorius. In ähnlicher Weise sind Ortsnamen wie *Küsnacht* oder *Rüfenacht* gebildet, nur wurde hier, wohl unter dem Einfluß des anlautenden n, fälschlicherweise ein t angefügt. Die beiden Dörfer liegen so hübsch an der Sonne, daß nicht einzusehen wäre, warum sie ihre Namen just von der Nacht geborgt haben sollten. In Wirklichkeit müßten sie Küsnach, Rüfenach heißen — entsprechend Wichtrach, Lyßach, Embrach, Erlach, lauter Namen, in denen die zu -ach verdeutschte Nachsilbe -acus sich unverbildet erhalten hat.

Eine reizvolle Umdeutung — diesmal aus dem Keltischen — steckt im Namen *Taubenloch*. Zugrunde liegt der Begriff schwarz, wie er auch im Flußnamen Doubs enthalten ist, außerdem in den Bezeichnungen Toppwald, Taugwald u. ä. Taubenlochschlucht ist demnach gleichbedeutend mit schwarzer Schlucht.

Einige ursprüngliche lateinische Namen aus der Pflanzenwelt:

Wie Maultier hat *Maulbeere* mit Maul nichts zu tun. Das Wort ist verderbt aus lat. morus, der Bezeichnung für den Baum, und morum, dessen Frucht. Die Heimat der Pflanze ist Morea. Im Ahd. sprach man vom mûrberi (wohl mit Anklang an Mur, Mauer), mhd. heißt es bereits mûlber. *Ebenholz* ist nicht, wie der Name glauben machen könnte, ebenes Holz, sondern — dem griechisch-lateinischen Wortsinn ebenus entsprechend — steinhartes Holz. Die *Zwiebel* hieß zwar schon im Mittelalter neben Zibolle auch Zwibolle, was zwiefache (gemeint ist: mehrhäutige Bolle oder Kugel) bedeutet, doch war der Name damals schon irrtümlich, wenn auch nicht ohne sachliche Berechtigung, an das Zahlwort zwei angelehnt. Genau genommen müßte die beliebte Knollenpflanze nach dem lateinischen Grundwort cepula = Zibel heißen; das Mundartwort Zibele hat also den ursprünglichen Lautstand besser gewahrt als die Schriftsprache. Auf Grund von recht gewaltsamen Umdeutungen ist ein anderes Garten- und Küchengewächs zu seinem Namen gekommen: *Liebstockel*. Die verdächtig schöne Bezeichnung ist hervorgegangen zunächst aus dem mittellateinischen lubisticum, levisticum, dem ligusticum zugrundeliegt. Liebstockel wäre demnach nichts weiter als die Herkunftsbezeichnung der Pflanze: von Ligurien. (Fortsetzung folgt)